Hajime Yamada geht in den Krieg

Autor(en): **Gantenbein, Margit**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Zürcher Illustrierte**

Band (Jahr): **13 (1937)**

Heft 41

PDF erstellt am: **28.04.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-751990

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hajime Yamada geht in den Krieg

Von Margit Gantenbein

Im Paß des Japaners Hajime Yamada stand es deutlich geschrieben, daß er der Nachkomme eines Samurai, also eines Ritters ist. Der große Kaiser Meiji hatte zwar vor fünfzig Jahren, als er den Thron bestieg, jene berühmte Proklamation erlassen, nach der alle feudalen Kasten beseitigt wurden. Aristokraten, Samurais, Bauern, Handwerker, ja sogar Japans «Unberührbare», die Eta, wurden als «gleichberechtigte Bürger» Japans erklärt. Trotzdem kann man in den Pässen der modernen japanischen Bürger heute noch nachlesen, ob sie die Nachkommen eines Aristokraten, eines Samurai oder eines gewöhnlichen Bürgers sind.

Hajime Yamada war jetzt 27 Jahre alt geworden. Er hatte auf der Kaiserlichen Universität von Tokio die am wenigsten angesehene aller Wissenschaften studiert, nämlich Nationalökonomie. Dann hatte er in einer Versicherungsgesellschaft eine Stellung angenommen. Er war seit sechs Monaten von seiner Familie zur Heirat an ein Mädchen versprochen worden, und diese Heirat sollte nun bald stattfinden. Hajime hatte sich aber in der Zwischenzeit ganz vorschriftswidrig in ein Mädchen aus seinem Büro verliebt. Und außerdem war plötzlich Krieg ausgebrochen. Hajime wußte, daß auch er zum Heeresdienste einberufen werden würde, ja, daß die Order jetzt sogar täglich kommen konnte. Hajime fühlte sich plötzlich aus der klar vorgeschriebenen Bahn seines so ordentlich vorausgeplanten Lebens mitten hinein in die Konflikte geworfen, die er eigentlich immer vermeiden wollte.

Als er noch in der Universität studierte und durch sein Studium mit Problemen in Berührung kam, die ihn tief ergriffen, hatte er, wie alle seine Studienkameraden auch, mit Unruhe auf die Zeit einer Anstellung und auf die Heirat gewartet. Anstellung und Heirat, das wußten sie aus Erfahrung, hatten noch jedem japanischen Bürger geholfen, aus den politischen Zweifeln herauszukommen, die besonders das Studium der Staatswissenschaften automatisch mit sich brachte. Man vergaß dann langsam und sicher, daß man Marx gelesen hatte, und daß man, wenn der Professor im Kolleg seinen Namen auch nur aussprach, erblaßt oder errötet war. Denn dann, wenn man erst einmal mitten im Berufs- und Familienleben drin stand, im Kampfe um eine bürgerliche Existenz, die im Grunde gar nicht so sehr viel besser war, als die Existenz des früher so beklagten Arbeiter- und Bauern-Proletariats, war man selbst das wirkliche Zentrum, der einzige Inhalt des Kampfes geworden. Dieser Kampf war groß und schwer genug, er füllte genügend aus, und was einen früher an Befreiungs-Gedanken für die «Unterdrückten» beschäftigt hatte, verblaßte mehr und mehr. Hajime hatte selbst Freunde gehabt, die sich aus Internationalisten in allzu engherzige Patrioten, aus Pazifisten in aktive Kriegsfanatiker, aus weitherzigen Freidenkern in kleine, fette frömmelnde Spießbürger verwandelt hatten. Stellung und Heirat, so schien es auch Hajime, waren die wirklichen Lösungsreagenzien aller wirklichen Probleme. Und er hatte seine Stellung, obwohl sie gering bezahlt wurde und wenig Aussicht bot, mit Begeisterung, und die angebotene Heirat mit Resignation hingenommen. Er hatte sich danach gesehnt, in seinem Innern Ruhe zu schaffen, keine Widersprüche mehr zu erregen und wie die andern zu sein. Jetzt aber war der Krieg gekommen.

Jeden Nachmittag, wenn die Hitze nachließ und man den Abend vorausfühlte, mußte Hajime seine nüchterne Rechenarbeit für einige Zeit weglegen. Der Ansturm seiner Gedanken und Gefühle war zu groß. Er hatte Angst ... Frühmorgens und um die Mittagszeit und abends, wenn die Aktivität groß und die Kraft gesammelt oder wieder eingeholt war, konnte er sehr wohl das harte Leben so betrachten, wie es war: Ja, er hatte eine langweilige, schlechtbezahlte Stellung vielleicht bald gegen einen Platz im Heere, das nach China zog, einzutauschen. Ja, er hatte eine Braut, die er noch nicht mehr als zweimal gesehen hatte, und die er wohl, von der Familie gezwungen, noch schnell vor dem Kriege heiraten mußte, um seinem Vater Nachkommen zu sichern. Ja, und dieses Mädchen, das im nächsten Saal seine Tagesarbeit über Büchern und Rechnungen verbrachte, dieses Mädchen liebte er. Er mußte sein Schicksal annehmen.

Aber Hajime hatte schwache Stunden: nachmittags, wenn die Schatten länger wurden und die Stille über den heißen Hochhäusern der Großstadt sich vertiefte. Hajime mußte dann tief aufatmen, immer wieder, und sein hastiger Blick im Kreise der Arbeitskollegen verriet, daß er «sein Gesicht» doch nicht öffentlich verlieren wollte. Was wohl die anderen, seine Kameraden, in diesem Augenblick fühlen und denken mochten, wenn sie so still über ihre Arbeit lehnten? Und was wohl die zarte, schmale Tomi Tachikawa im Nebensaale fühlen und denken mochte, wenn tagtäglich die schweren Nachmittagsstunden über die arbeitenden Menschen in den Hochhäusern kamen?

Tomi Tachikawa, die zarte, schmale Tomi, mit den langgeschlitzten sanften Augen! Auch in ihrem Passe stand es geschrieben, daß sie der Nachkomme eines Samurai war. Lebte sie in einer Gedankenwelt, die befestigt war in ihrer traditionellen Erziehung, die ihr Vater, der Parlamentsabgeordnete, ihr hatte geben lassen? Hajime und Tomi hatten nur einige wenige Male, nach Büroschluß, miteinander gesprochen. Und sie wußten wenig voneinander. Aber in Wirklichkeit war es so, daß Tomi am Leben wenig Zweifel hatte. Sie nahm es, wie es kam. So war sie gelehrt worden. Und jetzt, da der Krieg gekommen war, schien es Tomi besonders wichtig, möglichst wenig nachzudenken und möglichst alles so hinzunehmen, wie es von ihr erwartet wurde. Sie tat das aus Selbsterhaltungswillen. Zweifeln tat weh. Tomi hatte einige Male, als sie noch in die höhere Schule ging, zusammen mit Kameradinnen an der bestehenden Ordnung der Dinge gezweifelt: an den Lehrern; an dem Recht der Eltern, den Kindern Ehegatten zu bestimmen; und einmal sogar am Recht des Staates, den Müttern bei Ehescheidungen die Kinder wegzunehmen, um sie dem Vater zu übergeben. Aber die Lehrer, und somit die Eltern, hatten von diesen «gefährlichen Gedanken» erfahren, und sie wurde bestraft und wußte für ihr ganzes Leben, daß man keine Zweifel haben durfte. Oder, daß man sie jedenfalls nicht laut äußern sollte, wenn man den Schwierigkeiten aus dem Wege gehen wollte. Tomi hatte die Lehren japanischer Tradition aufgenommen, und hinter ihrer hübschen Stirne waren die meisten wichtigen Zweifel verschwunden.

Als am anderen Tage Hajime ins Büro kam, um mitzuteilen, daß er ins Heer einberufen worden war, ging kein Schatten über Tomis klares, junges Gesicht. Ihr Herz zog sich zwar ein klein wenig zusammen. Aber war sie nicht die Großtochter eines Samurai? Auch Hajime wahrte sein Gesicht sehr wohl. Ja, er lächelte sogar freundlich und ein wenig gezwungen und senkte seinen Kopf schräg zur Seite und räusperte sich ein wenig und zog den Atem tief ein, wie es die japanischen Höflichkeitsvorschriften erfordern. Und die Kameraden seufzten auch jenes höfliche japanische Seufzen, und sie räusperten sich ebenfalls und lächelten, und dann verbeugten sie sich zum Abschied höflich tief und langsam drei Male, die flachen Hände auf die Knie legend. Sie alle waren ungefähr ebenso jung, wie Hajime. Sie wußten, daß auch sie jeden Tag an die Front gerufen werden konnten. Manche von ihnen waren schon verheiratet und hatten Kinder. Sie alle hatten ihre Frauen vor der Heirat nur ein oder zwei Male gesehen, — und sie hatten Anstellung und Frau und Kinder als die stabilisierenden Faktoren ihres Lebens angesehen und angenommen. Und sie waren alle ein wenig aufgeschüttelt, ja, ein wenig erschrocken: es war Krieg. Und alles sah nicht mehr so sicher und wohlgeordnet aus, wie man es sich gedacht und eingerichtet hatte. Aber man war Japaner, gut erzogen im Sinne der alten Samurai, selbst wenn mann nur der Nachkomme eines Bauern oder Handwerkers war.

So zog Hajime Yamada in den Krieg. Er heiratete noch schnell das Mädchen, das seine Familie als seine Frau bestimmt hatte, vier Tage bevor er ins Feld rückte. Er mußte doch die Nachkommenschaft sichern. Das schien auch ihm jetzt besonders wichtig. Wer würde sonst für seine einsame Seele beten, wenn er nicht aus dem Kriege zurückkäme? Und dann stand er eines abends, wie die andern alle auch, am Hauptbahnhof Tokio und ließ sich von seiner Familie und von seinen Kollegen feiern und verabschieden. Seine junge Frau stand am Zug. Sie hatte ein kühles, unberührtes Gesicht. Ob sie ihm wohl einen Sohn gebären würde? Sie verneigte sich, so oft er sich an sie wendete, und jedesmal senkte sie die Augen und gab mit ihrer ruhigen Stimme Auskunft: Ja, sie würde gut für seine Eltern sorgen; und sie würde nie vergessen, jeden Morgen am Hausaltar den Reis und die Blumen und die Räucherkerzen hinzustellen. Hajimes Eltern und Geschwister und viele andere Verwandte standen auch am Zug, und alle seine Kameraden aus der Versicherungsgesellschaft, unter ihnen auch die schmale, zarte Tomi Tachikawa mit den langgeschlitzten sanften Augen. Alle Gesichter waren meistens undurchdringlich ernst und höflich. Wenn sie lächelten, waren sie noch unerfaßbarer. Alle, die sich hier von Hajime Yamada verabschiedeten, taten, was vorgeschrieben war: sie atmeten laut und langsam Luft durch die Zähne ein, das japanische Zeichen der Höflichkeit; sie verneigten ihre Körper stets wieder immer drei Male und legten ihre Hände dabei auf die Knie. Sie schrien sogar «Banzai», als der Zug endlich losfuhr, und die Kameraden sangen ein strammes Lied im militärischen Takt und schlugen dazu mit ihren kleinen Fähnchen und ihren Bannern den Rhythmus.

Doch als alle die Bahnhofstreppen hinuntergingen und die Spannung nachließ und das Gefühl kam, daß man nun nicht mehr so beobachtet war, da hatte jedes Gesicht sich in der kürzesten Zeit gründlich verändert. Im Gesicht der jungen Frau von Hajime stand ein starrer Krampf: Das war also das Leben gewesen, das große, geheimnisvolle Leben, auf das sie sich als junges Mädchen gefreut, und vor dem sie sich ein wenig gefürchtet hatte? Auf dem fahlen Gesicht der Mutter rollten Tränen; und die Züge des Vaters waren bis zur Unkenntlichkeit verzerrt. Die jungen Kameraden aber aus dem Büro wußten, daß sie in ein paar Tagen vielleicht selbst an die Front fahren würden und ihre Gesichter zeigten die deutlichen Spuren angestrengten Nachdenkens und kaum eingestandenen Kummers.

Nur die schmale, zarte Tomi Tachikawa, an die allein Hajime im abfahrenden Zuge im Augenblick denken konnte, hatte ein frohes Gesicht. Sie hatte gelernt, daß Zweifeln nicht gut tut. Und sie war noch so jung. Es war noch nie ein ernster Schatten über ihre Seele gegangen. Und ihre schmalen, langgeschlitzten, sanften Augen sahen aus wie immer, ein ganz klein wenig verschmitzt, und lebensfroh und passiv zugleich, sowie ein bißchen neugierig.

Tomi wartete noch immer auf das Leben, das sie nicht kannte, auf das sie sich freute, und das sie auch ein wenig fürchtete, wie jede Japanerin.

Haben Sie Talent zum Kriminalisten?

Prüfen Sie selbst!

Fall 18: Mord.

In einer größeren Stadt geschah ein Mord. Ein alter, vermögender Mann, der in einem kleinen Häuschen am Rande der Stadt allein wohnte, wurde eines Morgens in seiner Wohnung erschossen aufgefunden. Die sofort herbeigerufenen Kriminalpolizeikommissare stellten folgendes fest:

Das Häuschen lag etwas abseits der Straße. Eine Autospur führte von der Straße zum Hauseingang. Die Haustüre war schon am Morgen, als ein Besucher die Tat entdeckte, geöffnet. Im Innern des Hauses waren keine Spuren eines Einbruchs oder eines Kampfes zu sehen. Man sah im Haus wohl Fußspuren, die aber von schmutzigen Schuhen herrührten und keinen bestimmten Eindruck hinterließen. Ob Geld gestohlen wurde, konnte nicht festgestellt werden. Wertsachen fehlten keine.

Innerhalb von zwei Tagen gelang es den Kriminalkommissaren, auf Grund eines raschen und logischen Vorgehens das Verbrechen aufzuklären und den Täter seiner Strafe zuzuführen.

Welchen Weg sind die Kommissare gegangen?»

(Lösung auf Seite 1304)